

Unverkäufliche Leseprobe



Maren Gottschalk
Wie schwer ein Menschenleben wiegt
Sophie Scholl
Eine Biografie

2020. 347 S., mit 36 Abbildungen
ISBN 978-3-406-76855-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/31957649>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

MAREN GOTTSCHALK

*Wie schwer ein
Menschenleben wiegt*

SOPHIE SCHOLL

EINE BIOGRAFIE

C.H.Beck

Mit 36 Abbildungen

2., durchgesehene Auflage. 2020

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Sophie Scholl,

fotografiert von Werner Scholl, Archiv Familie Hartnagel

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 76855 2



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Sophies Lachen	9
1. Stille Rebellion: Im Reichsarbeitsdienst	12
2. Wurzeln: Pazifismus und Glaube	21
3. Ein Paradies: Die Kindheit in Forchtenberg	29
4. Härteres Pflaster: Zwischenstation Ludwigsburg	42
5. Es wurde unentwegt marschiert: Ulm 1932/33	51
6. Wie ein feuriger wilder Junge: Faszination Hitlerjugend	67
7. Romantisch, idealistisch, fanatisch: Jungmädelschaftsführerin	78
8. Jeden Augenblick leben: Die Suche nach sich selbst	90
9. Liebe? Alles sentimentaler Quatsch!	106
10. Die Sache mit Fritz: Fragiles Gleichgewicht	128
11. Sag nicht, es ist für's Vaterland: Kriegsgegnerin von Anfang an	148

12. Dazu bin ich zu egoistisch: Im Fröbelseminar	164
13. Gebt mir Zeit, mich zu bewähren: Ein Krisenjahr .	185
14. Studium Nebensache: Mit Hans in München	210
15. Die Stärkeren im Geiste: Die Weiße Rose	229
16. Meinen freien Willen fühle ich: Aktiver Widerstand	258
17. Ich bereue meine Handlungsweise nicht: Unbeugsam bis zuletzt	285
18. Das Erbe der Weißen Rose	302
Dank	307

Anhang

Anmerkungen	311
Literatur	339
<i>Ungedruckte Quellen</i>	339
<i>Gedruckte Quellen</i>	339
<i>Erinnerungen von Zeitzeugen</i>	339
<i>Literatur</i>	340
Bildnachweis	342
Personenregister	343

1.

Stille Rebellion: Im Reichsarbeitsdienst

Krauchenwies, 27. April 1941. «Heute ist der dritte Sonntag, den ich hier bin. Da ist mir's so richtig trübselig zumute. Selbst wenn ich es ganz und gar objektiv ansehe, muss ich sagen: hier ist es nicht schön.»¹ Unglücklich schreibt die 19-jährige Sophie Scholl ihrer Freundin Lisa Remppis. Sie ärgert sich, dass ihr Plan, dem sechsmonatigen Reichsarbeitsdienst (RAD) zu entgehen, nicht aufgegangen ist. Aus diesem Grund hatte Sophie nach dem Abitur eine Erzieherinnenausbildung absolviert, denn es hieß, wer einen sozialen Beruf erlerne, würde vom RAD befreit. Aber am Ende ist sie doch gemustert worden, und seit dem 6. April lebt sie im Lager Krauchenwies bei Sigmaringen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben ist Sophie Scholl für mehr als ein paar Wochen aus dem vertrauten Zuhause in Ulm, aus dem Kreis von Familie und Freunden herausgerissen. Genau das ist der Plan der Nazis. Sie rekrutieren mit Hilfe des RAD nicht nur billige Arbeitskräfte, sondern sie richten auch ihre Propagandamaschine auf junge Erwachsene, die aus der Hitlerjugend herausgewachsen sind. «Dann kommen sie in den Arbeitsdienst und werden dort wieder sechs oder sieben Monate geschliffen», hatte Adolf Hitler angekündigt.²

Sophie Scholl ist 1941 längst eine Gegnerin des NS-Systems. Sie hasst das geistlose Getöse der Politiker ebenso wie die ständige Bevormundung, und sie verabscheut den Krieg, der jetzt schon fast zwei Jahre währt und aus ihrer Sicht nur sinnlose Opfer fordert. In

der geschützten Ulmer Nische konnte Sophie den Krieg zwar nicht aus ihren Gedanken ausblenden, zumal ihr Freund Fritz Hartnagel Soldat ist und auch ihr Bruder Hans und eine Reihe von Freunden immer wieder für Monate Kriegsdienst leisten müssen, aber immerhin lebte sie in Ulm unter gleichgesinnten Menschen, die sich für Musik und Literatur interessieren und mit denen sie sich über religiöse und philosophische Fragen austauschen konnte. Beim RAD hingegen herrscht das geistlose Klima der NS-Zwangsgemeinschaft.

Das «Zivilarbeitslager 501 Krauchenwies» befand sich im Nebengebäude eines heruntergekommenen Schlosses, des ehemaligen Sommersitzes der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. 1941 war von der früheren Pracht nur noch die idyllische Lage inmitten eines Parks mit alten Bäumen und einem See geblieben. Die Einrichtung des Lagers war spartanisch. Acht bis zehn «Arbeitsmädchen» teilten sich einen Schlafsaal mit einfachen Stockbetten, unter denen in der Nacht die Mäuse hin und her flitzten. Sophie war froh, ein oberes Bett erwischt zu haben, trotzdem konnte sie in den ersten Nächten wegen der Kälte fast nicht schlafen, denn bis auf das Büro der Lagerleitung waren alle Räume nicht beheizbar. Hungrig war sie auch, denn das Essen – hauptsächlich Pellkartoffeln – war nicht sehr reichlich. Auf dem Gang vor den Schlafräumen standen Spinde, in denen die achtzig jungen Frauen ihre persönliche Habe verstauen konnten.

In den ersten Wochen durften sie das Lager nicht verlassen, sondern wurden für ihren Einsatz im Außendienst gedrillt. Dazu trugen sie RAD-Uniform, blaue Kittelkleider mit weißen Schürzen. Außerhalb des Lagers waren erdbraune Kostüme vorgeschrieben, am Revers steckte eine Brosche mit der Inschrift: «Deutscher Frauenarbeitsdienst – Arbeit für Dein Volk adelt Dich selbst.» Auf das Wecken um 6 Uhr folgten Frühspport, Fahnenappell mit Hitlergruß und gemeinsames Singen. Danach wurden die einen zum Putzen, Waschen oder Bügeln geschickt, andere eilten in die Küche oder den Garten. Am Abend mussten alle zum Unterricht in Erster Hilfe, Hauswirtschaft und nationalsozialistischer Weltanschauung antreten, oder es standen Basteln und Singen auf dem Programm.

«Wir leben sozusagen wie Gefangene, da nicht nur die Arbeit, sondern auch Freizeit zu Dienst wird», schreibt Sophie ihrer Schwes-

ter Inge.³ Erst nachdem die Fahne abends im Beisein der ganzen Gruppe feierlich wieder eingeholt worden ist, dürfen die jungen Frauen bis zum Schlafen ein bisschen private Zeit genießen, Briefe schreiben oder lesen. Für Sophie ist der RAD eine Geduldsprobe, sie ist genervt von der nutzlosen Geschäftigkeit im Lager, wo nichts geschieht außer «Strumpfpappell, Zahnglas-Hemden-Handtuchappell» und den eigenen Dreck «zusammenkehren und wieder zerstreuen u. somit nur noch Zeit totschiagen».⁴

Ihr Urteil über die Kameradinnen fällt hart aus: «Ich bin beinahe entsetzt, unter annähernd 80 Menschen nicht einen zu finden, der etwas Kultur hätte», schreibt sie an Lisa:

Es sind wohl Abiturientinnen drunter, die den Faust aus Pietät dabei haben, sich auch sonst recht kultiviert gebärden, aber alles ist so sehr durchsichtig, so etwas wie ihre Frisur, ihrer eigenen Person zum Schmuck. Der einzige, allerbeliebteste und häufigste Gesprächsstoff sind die Männer. Manchmal kotzt mich alles an. Jetzt zum Beispiel. Deshalb sei so gut und heb diesen Brief nicht länger als einen Tag auf, nicht wahr? Ich verlass mich darauf.⁵

Lisa Remppis hat sich der Aufforderung Sophies nicht gefügt, zum Glück. Denn in den Briefen aus Krauchenwies zeigte die junge Frau eine Seite von sich, die sie sonst lieber verbarg. «Da Du mich nach meiner Belegschaft fragst: [...] Kein besonders guter Durchschnitt. Man muss sich in Acht nehmen vor dieser großen Masse. Sie hat in manchen Dingen unheimlich Anziehungskraft. Andererseits ist es oft schwer, nicht ungerecht zu sein.»⁶ Sophie wollte sich abseits halten und nicht in diese Gemeinschaft hineinwachsen. «Ich kenne Gott sei Dank niemanden u. hab bis jetzt noch ziemlich meine Ruhe», schrieb sie ihrem jüngeren Bruder Werner, der ebenfalls gerade mit dem RAD begonnen hatte. Die selbstgewählte Isolation gründete nicht nur auf der Ablehnung nationalsozialistischer Werte und der Missbilligung des Jubels über militärische Siege, die abends im Radio verkündet wurden. Sophie konnte sich denken, dass nicht alle Mädchen in Krauchenwies überzeugte Nazis waren, aber sie wollte auch bei ihren harmlosen Aktivitäten nicht mitmachen.



Sophie Scholl (2. v. li.) im Reichsarbeitsdienst, Krauchenwies, Frühjahr 1941

Manche der Frauen, die mit Sophie in Krauchenwies waren, haben vor allem gute Erinnerungen an den Reichsarbeitsdienst, einige bezeichnen diese Zeit sogar als die «unbeschwerteste»⁷ ihres Lebens, vor allem diejenigen, die zuvor oder danach in Arbeitsverhältnissen oder familiären Zwängen steckten, die sie mehr einengten als das Lager. Der RAD bot ihnen eine unkomplizierte Gemeinschaft gleichaltriger Frauen, mit denen sie auch über private Probleme sprechen konnten. Deshalb wunderten sich einige über das zarte Mädchen Sophie Scholl, das so ernst und abweisend wirkte. «Ich sah sie selten lachen», erinnert sich Ruth Steinbuch, die zur selben

Zeit in Krauchenwies ihren RAD ableistete.⁸ Irmgard Hallmann, eine Schülerin aus Ulm betont: «Wir haben auch Spaß dabei gehabt, also wirklich!»⁹

Selbst Sophie gelang es nicht, sich auf Dauer abzuschotten. Nach ein paar Wochen schrieb sie nach Hause, sie habe sich von dem nettesten Mädchen aus ihrem Schlafsaal eine Taschenlampe geliehen, um unter der Bettdecke länger lesen zu können. Auch in der Küche fand sie bald Verbündete, «die mir ab u. zu etwas zukommen lassen».¹⁰ In den Briefen an die Eltern stellte sie die Zeit in Krauchenwies als Herausforderung dar, die sie zu meistern hatte: «Trotz dieser negativen Seiten, die ich da aufgezählt habe, fühle ich mich ganz wohl hier. Und dies dank meinem Wurstigkeitsgefühl, das ich hier noch immer pflege.»¹¹ Die Taktik, Dinge ungerührt an sich abprallen zu lassen, beherrschte Sophie gut. Sie mochte daher auch nicht die «Modesache» mitmachen und über die Lagerleiterin Fräulein Recknagel meckern, wie es alle andern taten: «Mir tut sie in ihrer Verschrobenheit oft leid. Ich glaube, sie hätte es viel leichter, wenn sie weniger bissig wäre.»¹²

Trotz der munteren Worte: Eltern und Geschwister sorgten sich um Sophie. Inge spürte schon Wochen vor Beginn des RAD, dass die Schwester sich einen Panzer zugelegt hatte: «Es ist oft schwer, gut zu ihr zu sein, weil sie in den letzten Tagen so gleichgültig ist. Aber ich weiß ja, diese Gleichgültigkeit ist nichts anderes als Abgeschafftsein.»¹³

Von ihrem älteren Bruder Hans, der in München Medizin studierte und sowohl RAD als auch Wehrdienst hinter sich hatte, bekam Sophie einen Rat: «In drei langen Jahren habe ich gelernt, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden [...] So wird sich immer ein Türlein finden, durch das man hinauswitschen kann, für Minuten frische freie Luft atmen kann, auch bei Dir im Arbeitsdienst.»¹⁴ Die jüngere Schwester enttäuschte den Bruder nicht und schrieb ihm, sie finde «das besagte Türlein immer wieder, und außerdem habe ich ein dickes Fell, an dem alles abläuft, was ablaufen soll. Wenn ihr mir Bücher schickt, dafür bin ich auch immer dankbar. Wenn einem der Betrieb bekannt ist, versteht man es, hier und da

etwas Privates einzuschieben.»¹⁵ Ein paar Minuten im Park, eine halbe Seite lesen in der Pause, ein Briefchen zwischendurch in Eile verfasst – das waren die kleinen Freiheiten, die Sophie sich herausnehmen konnte.

Bücher und Briefe waren Sophies rettende Inseln im Meer fremdbestimmter, geistloser Tätigkeit, vor allem in den ersten Wochen des Arbeitsdiensts. «Ich rechne meine Zeit immer von Postausgabe zu Postausgabe», schreibt sie den Eltern.¹⁶ Denn die «Wurstigkeit» nach außen war nur ein Teil ihrer Taktik, um die Zeit zu überstehen. Daneben galt es, sich den inneren Kern zu bewahren, die Freude an intellektuellem Austausch wachzuhalten und die eigenen Ansprüche nicht aus den Augen zu verlieren. Sophie Scholl wollte sich weiterentwickeln, indem sie gerade unter diesen schwierigen Umständen nicht nachließ, ihren Geist zu trainieren. Dafür las sie «mit eiserner Konsequenz» jeden Abend eine Passage in einem ihrer Bücher.¹⁷ Thomas Manns *Zauberberg* hatte sie bald durch, im Spind lag noch ein Band mit Rilke-Gedichten, aber ihre wichtigste Lektüre waren nun die *Bekenntnisse* des Kirchenvaters Augustinus, das erste große Selbsterforschungsbuch unseres Kulturkreises, und *Die Gestalt als Gefüge*, eine Kompilation von Augustinus-Texten, zusammengestellt und kommentiert von dem Theologen Erich Przywara. Sophie erwähnte den Band mehrfach. Inge hatte ihn ihr vor der Abreise in den Koffer gepackt und wies die jüngere Schwester immer wieder auf bestimmte Stellen hin. Sophie musste gestehen, sie sei noch nicht sehr weit gekommen und habe auch Hemmungen, das Buch tagsüber vor den Augen der anderen Mädchen zu lesen. Lieber würde sie es abends im Bett studieren.

Es war nicht nur theologische Belehrung, die sie beim Kirchenvater suchte: «Habe ich Dir schon geschrieben, dass ich allabendlich Augustinus lese? Da steht geschrieben: Du hast uns geschaffen hin zu Dir, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Dir.»¹⁸ Nur Lisa erfuhr, dass Sophie diese Lektüre manchmal überforderte. «Im Denken, glaube ich, bin ich etwas schwerfälliger geworden. Ich muss oft laut vor mich hinlesen, um den Sinn der Worte zu erfassen. [...] Ich glaube, wenn ich wieder mit jemand Vernünftigen werde sprechen können, dass ich wieder etwas auftaue.»¹⁹ Mit der Lektüre wolle sie

sich auch von den Gesprächen der Zimmergenossinnen abschirmen, erklärte Sophie dem Bruder: «Abends im Bett lese ich noch ein bißchen, solange die andern Zoten machen. Daß das abends ekelhaft sein kann, das Geschwätz von soviel anderen (meistens ordinär), wirst Du wohl schon selbst gemerkt haben.»²⁰ Der gewünschte Effekt trat ein, Sophie blieb für sich, wurde deshalb aber von einigen für hochmütig gehalten.²¹

Ihre Sonderrolle in Krauchenwies zeigte sich auch in der Bevorzugung durch die Lagerleitung. «Unbegreiflicherweise u. ohne mein Zutun ist meine Lagerführerin sehr nett zu mir, ich darf aufs Büro (wo es warm ist) u. schreiben u. zeichnen.»²² Fräulein Recknagel, die wie Sophie aus Ulm stammte, wusste von ihrem zeichnerischen Talent und forderte von ihr eine große Karte von Griechenland. Seit Beginn des Balkanfeldzugs im Frühjahr 1941 war die Topographie des Landes von Interesse für die RAD-Leitung. Am Abend, wenn die Truppenbewegungen im Radio gemeldet wurden, wollte sie den jungen Frauen zeigen, wo die Deutschen gerade gesiegt hatten. Da Sophie den Nachrichten nicht traute, schrieb sie ihrem Vater, sie wüsste gerne «wie hoch man das Stimmungsbarometer wegen der Kapitulation Griechenlands stellen darf. Hier ist's enorm hoch.»²³ Kaum verschlüsselt antwortete Robert Scholl: «Das Barometer ist vorübergehend für die Oberflächlichen etwas gestiegen und es kann in nächster Zeit vielleicht noch etwas steigen. Aber der Umschwung kommt mit unausbleiblicher Konsequenz.»²⁴ Er verhehlte der Tochter also nicht seine Überzeugung, dass die Nazis den Krieg verlieren würden.

Um das Material für die Griechenlandkarte zu besorgen, durfte Sophie allein mit dem Fahrrad nach Sigmaringen fahren, was normalerweise nicht erlaubt war: «Und da war ich von 8–12h wieder einmal frei. Ich bekam ein Vesper mit Wurst und Butter des Stabs dick belegt u. setzte mich irgendwo im Wald hin u. vesperte u. ließ mir's wohl sein. Das war mein schönster Tag bisher.»²⁵

Im Mai durfte Sophie endlich für drei Tage nach Hause fahren, dort beobachtete die Familie sie genau. «Sie ist so munter, so guter Dinge,

dabei so klar und frisch in ihren Gedanken und Gesprächen und keine Sprosse ist ihr zu hoch», notierte Inge in ihr Tagebuch, «Ich habe das sichere Gefühl ... dass sie das rechte Verhältnis zum Arbeitsdienst hat und dass sie so am sichersten durchkommen und sich ganz und gar bewahren wird.»²⁶

Sophie schien ihren Frieden mit dem RAD gemacht zu haben, und die Frage einer Freundin «Warst Du noch nicht rebellisch in Deinem Verein?»²⁷ hätte sie mit Nein beantworten müssen. Doch es hätte wenig gebracht, der Lagerleiterin offen mit Renitenz zu begegnen, weil das lediglich Strafen und noch mehr Einschränkungen nach sich gezogen hätte. Sophies Aufmüpfigkeit hielt sich also in Grenzen, wie sie zugab: «Als sichtbares (nicht allzu sichtbares) Zeichen meiner dauernden Opposition werde ich noch heute abend eine von Annelieses guten Zigaretten rauchen (ich erhielt gestern ein Päckchen von ihr, das ist doch nett, gell?), denn auch das ist verboten», schrieb sie an Hans.²⁸ Auch in einem Brief an Inge klingt die Freude über solche kleinen Vergehen durch:

Gestern abend saßen Gisela, Trude und ich noch rauchenderweise hinter einem Heuhaufen, aus kindischem Oppositionsgefühl und diese Tat gibt einem doch, so lächerlich sie auch ist (aber eine Tat ist es) ein Gefühl des Götz von Berlichingen. Wenn nicht vorne, dann eben hintenherum.²⁹

Äußerlich hatte Sophie sich mit der Situation arrangiert, aber in ihrem Innern sah es anders aus. Dem Tagebuch vertraute sie Nöte an, die sie mit niemandem teilte. Sie reflektierte ihr Verhalten und ging dabei hart mit sich ins Gericht: «[...] ich erwische mich immer wieder bei kleinen Prahlereien. Es ist ekelhaft, diesen Geltungstrieb zu haben. Schon jetzt, wenn ich schreibe, ist nebenher der Gedanke, wie sich das Geschriebene ausnimmt. Es zerstört jede Harmonie.»³⁰ Beschämt registrierte sie einen Anflug von Stolz, als sie über die Bevorzugung der Lagerleiterin nachdachte: «Sie verfährt sehr vorsichtig mit mir, daß ich mich manchmal wundere. (Schon wieder muss ich mich dabei gegen ein kleines Triumphgefühl wehren).»³¹

Sophie vergleicht sich mit ihrer Schwester Inge, von der sie etwas herablassend sagt, sie sei viel zu schwärmerisch und reagiere oft mit

einem zu hohen Gefühlsaufwand. Dafür aber laufe Inge nicht Gefahr, sich so gespalten zu fühlen, wie Sophie sich gerade erlebe:

Ich glaube, es wäre ihr nicht möglich, neben Gefühlen, oder Gedanken, die einen ganz in Anspruch nehmen sollten, noch nebenher ein so ekelhaftes Teufelchen zu haben, das dich selbst beobachtet u. deine eventuelle Wirkung auf die andern. Ich werde mir das schwer abgewöhnen. Ob es mir gelingt? Dieser Zwiespalt [...] verdirbt mir viel u. macht mich schlecht, gemein.³²

Als Sophie im August 1941 erfährt, dass sie nach dem Ende des RAD im Oktober noch immer nicht studieren darf, sondern noch ein weiteres halbes Jahr Kriegshilfsdienst ableisten muss, ist sie aufgebracht. «Ich werde ein altes Weib bis ich zu studieren anfangen kann. – Aber so schnell gebe ich den Kampf nicht auf. Lieber esse ich Gift.»³³ Was immer sie vom Dienst befreien könnte, würde sie versuchen, schreibt sie an Hans, aber letztlich schlagen alle Versuche fehl.

Der erneute Aufschub wird zu einer besonderen Bewährungsprobe: «Aber seltsam, jetzt erst spüre ich so recht, daß mich nichts zwingen wird, ein herrliches Stärkegefühl habe ich manchmal.»³⁴ Dass sie ihre Zukunftspläne dem NS-System immer wieder unterordnen muss, geht ihr gehörig gegen den Strich. Doch sie ist sich dessen bewusst, dass nicht nur ihr eigenes Lebensglück vom Krieg betroffen ist. Und ihr wird auch klar, dass es auf Dauer nicht darum gehen kann, sich nach innen zu kehren und alles an sich abprallen zu lassen. Sie will sich dem Leben und seinen Aufgaben stellen.

Manchmal schon, besonders in letzter Zeit, empfand ich es als bittere Ungerechtigkeit, in einer solchen von Weltgeschehen ganz ausgefüllten Zeit leben zu müssen. Aber das ist natürlich Unsinn, und vielleicht sind uns wirklich heute Aufgaben, nach außen und mit der Tat zu wirken gestellt. Obwohl es scheint, als bestünde unsere ganze Aufgabe darin, zu warten. Das ist schwierig, und oft möchte einem die Geduld vergehen, und man möchte sich ein anderes leichter erreichbares und erfolgreicheres Ziel stecken.³⁵

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de